

Andreas Elter/Christian F. Trippe: Ausland. Basiswissen für die Medienpraxis. Köln: Herbert von Halem Verlag 2015 (=Journalismus Bibliothek, Band 2), 204 Seiten, 18,50 Euro.

Das Bild des Auslandsjournalismus, Traumberuf vieler Nachwuchsjournalist_innen, ist geprägt von altgedienten Korrespondenten öffentlich-rechtlicher Sender, deren Karrierekrönung ein Korrespondentenplatz in einer Weltmetropole darstellt. Ist dieses Bild heute noch aktuell? Und wie hat sich die Auslandsberichterstattung mit Globalisierung, Digitalisierung und Medienkrise im 21. Jahrhundert verändert? Diesen Fragen widmet sich der Band „Ausland – Basiswissen für die Medienpraxis“ von Andreas Elter und Christian F. Trippe.

Das Buch richtet sich an eine heterogene Zielgruppe aus Journalist_innen und Berufseinsteiger_innen, Studierenden und Hochschullehrer_innen. Die Idee ist, mit einem Autorenteam aus einem Journalisten und einem Wissenschaftler Praxiserfahrung mit Theoriewissen zu verknüpfen und in einer verständlichen Sprache zu vermitteln.

Die Inhalte spannen – gemessen am Umfang und der kompakten Größe des Buches – einen weiten Bogen von historischen Wurzeln über Aufgabenfelder, Akteure und Formate der Auslandsberichterstattung hin zu einigen wissenschaftlichen Analyseergebnissen. Ein Ausblick zur Zukunft des Auslandsjournalismus und ein Serviceteil zu möglichen Wegen in den Beruf runden die Einführung ab.

Im einführenden praktischen Teil werden Charakteristika der Berichterstattung aus dem Ausland basierend auf den Erfahrungen der Autoren und anderer Auslandskorrespondenten treffend beschrieben. So berichten die Autoren beispielsweise über den Gebrauch nationaler Stereotype in der Auslandsberichterstattung, dass es meistens die Zentralredaktionen seien, „die den Stammtischen hinterher texteten und redigierten“ (S. 55). Eindrücklich beschrieben wird auch die unterschiedliche Art und Weise der auslandsjournalistischen Arbeit in demokratischen und autoritären Ländern. In Demokratien spielen die Auslandspresse oft nur eine marginale Rolle, während die Behörden nicht-demokratischer Länder ein geradezu zudringliches Interesse an der auslandsjournalistischen Arbeit hätten.

Dem Kapitel folgen Checklisten für Auslandsjournalisten zum Start im fremden Berichtsgebiet. Diese sind in der Struktur des Buchs mit einem einordnenden und abstrakten



Charakter eher befremdlich und erscheinen oft wie Selbstverständlichkeiten. So wird beispielsweise empfohlen, auf internationalen Gipfeln „ein LAN-Kabel und einen Mehrfachstecker dabei zu haben, eventuell zusätzlich einen landesspezifischen Stecker“ (S. 72).

Das nachfolgende Kapitel beschreibt unterschiedliche Typen von Auslandskorrespondenten (Korrespondenten, Freie Auslandsreporter, Fallschirm-Journalisten, Delegationsreporter, Reporter am Schreibtisch, Auslandsredakteure und Grenzgänger – als solche werden Experten bezeichnet, die nicht originär aus dem Journalismus kommen) und Formaten der Auslandsberichterstattung. Die folgende „Kleine Typologie der Auslandsreporter“ (S. 107f.), die die im Ausland tätigen Journalist_innen in „Weltenerklärer, Diplomat, Raubein, Geschichten-erzähler, Beteiligte“ unterteilt, mutet unvollständig, anekdotisch und subjektiv an.

Der Überblick über den Forschungsstand ist gemäß dem einführenden Charakter des Buchs kurz und exemplarisch. In der Auflistung der Forschungsfelder fehlen beispielsweise Studien zu Rezipienten der Auslandsberichterstattung wie zu neuen Informationsformen abseits klassischer journalistischer Produkte.

Sehr aufschlussreich hingegen ist das letzte Kapitel zur Zukunft des Auslandsjournalismus, das die aktuellen Entwicklungen zusammenfasst. In diesem verfolgen die Autoren die Frage, ob die Entwicklung vom Korrespondenten (zurück) zur Korrespondenz geht. Sie beschreiben, dass die Arbeitsbelastung und -verdichtung so hoch seien, „dass Auslandskorrespondenten immer häufiger nicht zum Ort des Geschehens in ihrem Berichtsgebiet gehen (können), sondern stattdessen von zu Hause oder aus der Redaktion arbeiten“. Diese Entwicklung halten die Autoren für bedenklich, denn „niemand wird auf Dauer ausschließlich Pseudo-Augenzeugen bezahlen wollen“ (S. 165). Die Autoren stellen zum Abschluss sieben kenntnisreiche und schlüssig argumentierte Überlegungen zum Auslandsjournalismus der Zukunft auf, von denen man sich wünscht, dass sie auch bei den Entscheidern in den Medienzentralen beherzigt würden: Sie argumentieren beispielsweise, dass die „auslandsjournalistischen Alleinstellungsmerkmale der Zukunft“ vermehrt durch ihren „Erzählwert, durch den Reflexionsgrad und die Originalität“ (S. 166) bestimmt würden. So plädieren sie für mehr „tiefgründige Analysen zum jeweiligen bilateralen Stand der Dinge, Mut zu ungewöhnlichen Zugängen,

Suche nach und Vermittlung von Expertenwissen gerne auch abseits des Mainstreams“ (S. 166). Insgesamt bietet der Band eine solide Einführung zum Thema. Mitunter mutet die Mischung aus abstrakteren Überblickskapiteln, persönlichen Berichten von Korrespondenten und praktischen Tipps für die Arbeit seltsam an. Positiv zu erwähnen ist, dass das Buch sehr gut zu lesen und unterhaltsam ist.

Julia Lönnendonker, Dortmund

Florian Bock: Der Fall „Publik“. Katholische Presse in der Bundesrepublik Deutschland um 1968. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2015 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Band 128), 554 Seiten, 69,90 Euro.

In der Einleitung zum schmalen Sammelband „PUBLIK - Episode oder Lehrstück?“ 1974 berichtete ich, dass *Communicatio Socialis* von Anfang an dem „Fall ‚Publik‘“ Interesse entgegengebracht habe. Das Interesse gilt heute dem also betitelten Buch: „Der Fall ‚Publik‘“ von Florian Bock. Die Anfänge jener katholischen Wochenzeitung waren vom mittelschweren Geheimhaltungsmantel umgeben, der bei Zeitungsgründungen üblich ist. Das Ende des Blattes (19. November 1971) aber strahlte in einer Überfülle von Transparenz. Synodale Franz Kamphaus sprach auf dem Publik-Tag (11. Mai 1972) der Würzburger Synode von einem „gläsernen Sarg“. Dem Schneewittchen, das nicht wieder erwachen sollte, wurden viele Rosen gestreut, mündliche und schriftliche, die in umfangreichen Bibliographien notiert sind. Als finale Kränze der urteilenden Trauergemeinde konnte man die Publikationen von Schmolke (1974), Roegele (1983) und Schardt (1998) ansehen. Schmolke dachte an einen „künftigen Analysator“, Roegele sprach von Gerüchten und einer Legende, die sich über „Publik“ im Gedächtnis der Nachwelt festgesetzt habe; Schardt brach sein Schweigen und gab einen Rückblick aus seiner Sicht. Wissenschaftlich gesprochen: Es wurde ein Desiderat angezeigt. Autor Bock verspricht, Abhilfe zu schaffen und das „Experimentierfeld innerhalb des nachkonziliaren Katholizismus“ – als solches versteht er „Publik“ – aufzuklären. Sein Vorhaben füllt 554 Seiten; 32 davon sind für das Quellen- und Literaturverzeichnis, weitere elf für das Personen-, Orts- und Sachregister reserviert.

Bock hat einen erheblichen Vorteil gegenüber allen „Publik“-Forschern vor ihm: mehr Quellen, und zwar zugäng-

